

Vom Versuch, über die Aare zu schweben

Mit dem Pump Foil kann man auch ohne Wellen oder Wind auf dem Wasser surfen. Wir haben es ausprobiert.

Lea Durrer

Keine zwei Sekunden stehe ich auf dem Brett. Schon verliere ich das Gleichgewicht und falle in die Aare. Instruktor Ken Ruiz zieht mich wieder auf den Steg. «Das war schon besser», meint er ermunternd zu meinem mittlerweile x-ten Versuch, mit dem Pump-Foil-Board auf dem Wasser zu gleiten.

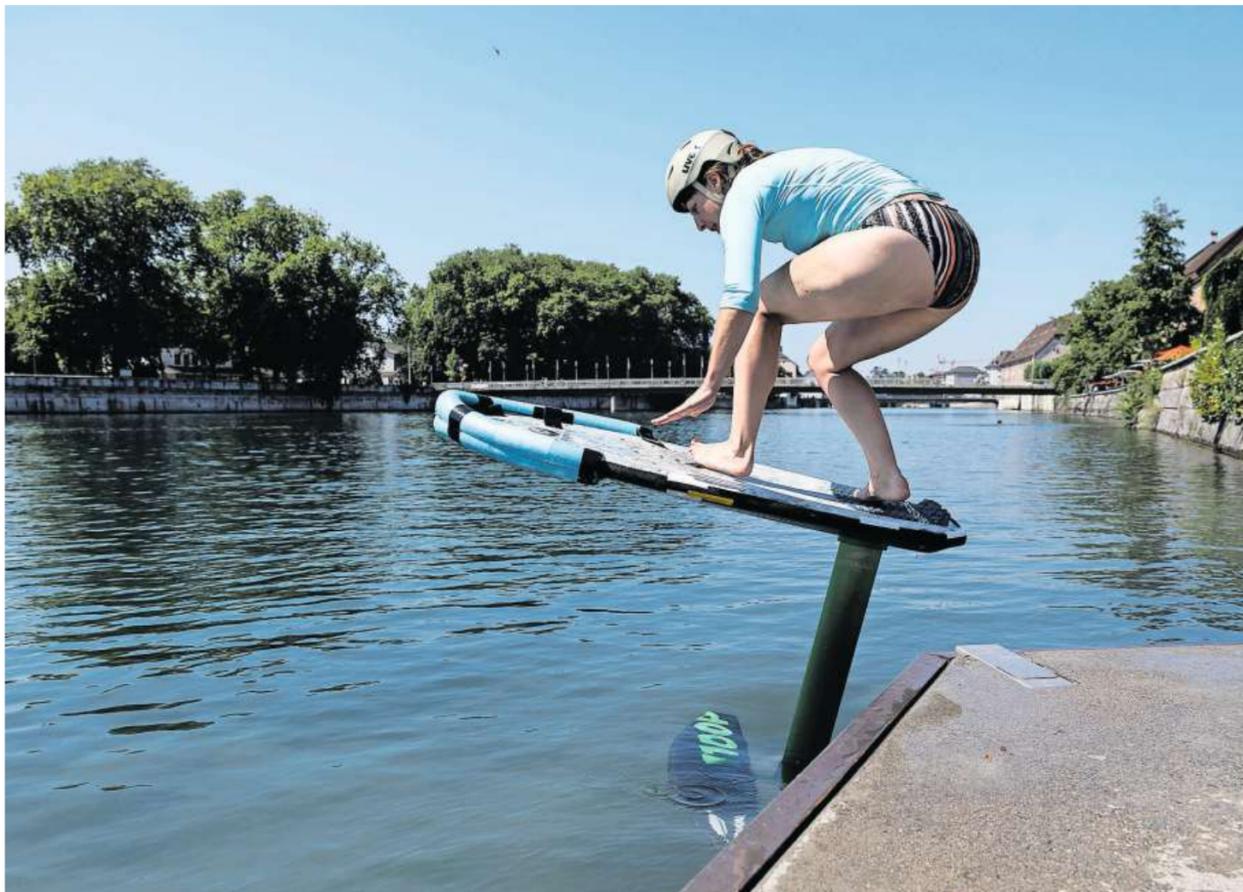
Noch einmal erklärt er mir, worauf ich achten muss. «Am wichtigsten ist eine gute Geschwindigkeit beim Anlaufen. Schau, dass das Bord nicht zu hoch ist und du dein Gewicht sofort nach vorne verlagerst.» Der Blick in die Ferne hilft. In der Theorie erscheint alles logisch. Dies alles umzusetzen, ist für mich aber gar nicht so einfach. Obwohl ich weiss, dass ich mit beiden Beinen gleichzeitig auf dem Board landen sollte, mogelt sich mein hinterer Fuss immer wieder zuerst auf die Kunststoff-Oberfläche und sorgt für eine Rücklage. Der Sturz folgt sogleich. Also wieder aus dem Wasser und ein neuer Versuch.

Pumpende Bewegung sorgt für Geschwindigkeit

Wenn der 32-jährige Kolumbianer seine Runden dreht, sieht es hingegen locker aus. Durch wippende Auf-und-ab-Bewegungen mit den Beinen gleitet er über die glatte Oberfläche und surft in kleinen Heckwellen. Zuschauer sind ihm stets gewiss.

Und wem der Mast nicht auffällt, könnte meinen, dass Ruiz schwebt. In der Luft gehalten wird das Bord durch ein am Ende des Mastes installiertes Segel, die pumpenden Bewegungen sorgen für Geschwindigkeit.

Von den Pump Foilern gibt es in Solothurn erst ein paar. Urs von Roll ist einer der Männer, die das Foilen in die Ambassadorenstadt brachten. Letzten Herbst kaufte er sich bei einem Freund in Zürich ein Board und tüftelte dann im Winter mit seinem Bruder und Kollegen.



Der Sprung auf das Brett ist die erste Hürde. Gelingt dieser, kann man über die Aare surfen.

Bilder: Hanspeter Bärtschi



Ken Ruiz erklärt Reporterin Lea Durrer, wie das Brett funktioniert.

Ab Januar war die Truppe vermehrt auf der Aare zu sehen und immer mehr Leute interessierten sich dafür. «Wir wurden ständig gefragt, was wir da eigentlich machen», so von Roll. Unterdessen seien es um die 20 Leute, die sich regelmässig zum Foilen treffen; manchmal schon vor der Arbeit. «Das ist wie mit dem Surfen am Meer», schmunzelt von Roll.

Trockenübungen mit Karton-Board

Wer die Sportart lernen möchte, hat nun mit Ken Ruiz, der seit 2020 in der Schweiz lebt, auch den Instruktor dazu. Im Winter fliegt dieser jeweils in seine Heimat, um in der eigenen Kitesurfschule zu unterrichten.

Weil die Boards mit 2500 bis 3000 Franken recht teuer sind, sind in Solothurn derzeit erst um die fünf Stück im Einsatz. Man teilt, und Urs von Roll empfiehlt, sich in Gruppen ein Foil Board zuzulegen. Dass sich Leute selbst Boards bauen oder kaufen, nehme jetzt wohl zu, nimmt der begeisterte Foiler an. Das Sportgeschäft Pipeline sei hier ein guter Ansprechpartner.

Mein Anfängerboard ist sicherheitshalber mit Schaumgummi umrandet, damit bei Zusammenstossen nichts kaputtgehen kann. Die Segel sind sehr heikel und bedürfen eines sorgsamem Umgangs. Noch bevor ich das Board am Solheure-Steg entlangführen darf und den Widerstand des Wassers und den

Auftrieb spüre, gibt es Trockenübungen mit einem von Ken selbst gebastelten Kartonboard.

Bewegungsabläufe müssen automatisiert werden

Mein Instruktor erklärt mit viel Geduld, wie der Sprung und damit die ersten Meter auf dem Wasser gelingen sollten. «Diese Übungen sind enorm wichtig», betont Ken Ruiz. Es helfe auch sehr viel, zu Hause zu üben und die Abläufe zu automatisieren. Denn auch hier gilt: Die Übung macht die Meisterin oder den Meister. Wie lange es denn dauert, bis ein Anfänger Foilen kann? «Nach fünf Lektionen sollte man es beherrschen», so der Profi.

Derzeit hat er mit Guido Frank einen einzigen Pump-Foil-Schüler. Dieser sah den Vollblut-Wassersportler einmal aus «reinem Zufall» beim Überqueren der Aare. Der Oltner, der bei Karl's kühner Gassenschau mitspielt, war fasziniert. Es laufe super, meint er während seiner dritten Stunde. «Jedes Mal sind Fortschritte zu sehen.» Das zeigt ihm auch ein Zusammenschnitt von Videos.

Nach dem Pump Foilen zum Gleitschirm-Fliegen

Guido Frank ist so begeistert, dass er sich ein eigenes Board zulegen will. «Das ist perfekt. Dann kann ich hier zuerst eine Runde Pump Foilen und später noch mit dem Gleitschirm auf den Berg.»

Fortschritte sind in meiner ersten Stunde nur sehr kleine festzustellen. Immerhin schaffe ich es am Schluss, mein Gewicht nach vorne zu verlagern und einen kurzen Moment zu spüren, wie das Segel mein Board stabil hält. So könnte sich Schweben auf der Aare also anfühlen. «Jetzt dranbleiben», meint Ken Ruiz mit einem breiten Lachen im Gesicht. Für mich ist erst einmal Pause und Erholung angesagt. Der wirklich anstrengende Teil, das Pumpen, folgt erst.

Wenig Schlaf und Hitze: «Die lustigen Erlebnisse machen das wett»

Grünen-Gemeinderätin Laura Gantenbein ist für eine Woche im Bundeslager. Sie packt mit an, obwohl sie in der Pfadi nicht mehr aktiv ist.

Interview: Judith Frei

Laura Gantenbein, wo sind Sie jetzt gerade?

Laura Gantenbein: Jetzt befinde ich mich auf dem Quartiersplatz 2, den ich leite. Er ist einer unter 20 Plätzen, auf dem man Spiele machen kann. Die grosse Attraktion bei uns ist der zwölf Meter hohe Turm der Pfadi Einsiedeln.

Wie geht es mit der Hitze?

Es ist schön, dass wir beständiges Wetter haben. Schade ist nur, dass wir kein Feuer machen können. Das gehört eigentlich zur Pfadi dazu.

Also lieber Hitze als Dauerregen?



Laura Gantenbein auf dem Turm der Pfadi Einsiedeln.

Bild: zvg

Es ist sicher schön, haben wir gutes Wetter. Ich mag mich noch an das Solothurner Kantonallager 2014 im Kanton Freiburg erinnern, da hat es oft geregnet. Damals waren Schlammschlachten hoch im Kurs. Das sind aber auch lustige Erinnerungen (*lacht*).

Sind Sie zum ersten Mal in einem Bundeslager (Bula)?

Ich war schon vor 14 Jahren im Linthal als Leiterin dabei. Es hat sich seither einiges verändert. Zum einen ist die Digitalisierung vorangeschritten. Heute haben wir eine App, über die die Organisation läuft. Damals gab es einzelne Unterlager, heute ist es ein einziger grosser Perimeter. Vom einen Ende zum anderen läuft man länger als 30 Minuten. Man muss immer mehr Zeit einrechnen, weil man auf Bekannte trifft oder eine Konstruktion am Wegesrand bestaunen muss. Dieses Jahr ist auch der Umweltschutz ein grosses Thema. Wir benutzen fast kein Plastik und die Kinder werden für das Thema sensibilisiert.

Sie sind jetzt 33 Jahre alt und eigentlich gar nicht mehr in der Pfadi aktiv. Wieso sind Sie trotzdem in diesem Lager dabei?

Dafür gibt es mehrere Gründe: Ich kann so die Pfadi wieder hautnah miterleben. Ich bin mit der Pfadi aufgewachsen und jetzt, wo ich hier im Lager bin, vermisse ich es ein wenig. Ein weiterer Grund ist, dass ich als Kind von vielen Aktionen und Programmen profitieren konnte. Dafür braucht es aber immer Helfende. Und je weniger Leute mitanpacken, desto mehr Abstriche muss man beim Angebot machen. Ich will aber, dass die jüngeren Generationen so beeindruckende Erlebnisse haben wie ich.

Ein Lager klingt für mich auch sehr anstrengend: Schlechte hygienische Verhältnisse und wenig Schlaf. Wieso tut man sich das an?

(*Lacht*) Die lustigen und positiven Erlebnisse machen das alles wieder wett. Ich treffe viele neue Leute, auch solche, die ich in früheren Lager kennen gelernt habe. Es ist eine sehr schöne, gelassene Atmosphäre.

Kennt man sich nur unter dem Pfadinamen?

Ja. Ich heisse hier Indigo.

Wieso Indigo?

Diese Frage muss man denen stellen, die mich getauft haben (*lacht*). Ich mag Wasser und die Farbe Blau. Der Name passt also.